

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 6

Artikel: Originale Obwaldner
Autor: Schäli, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

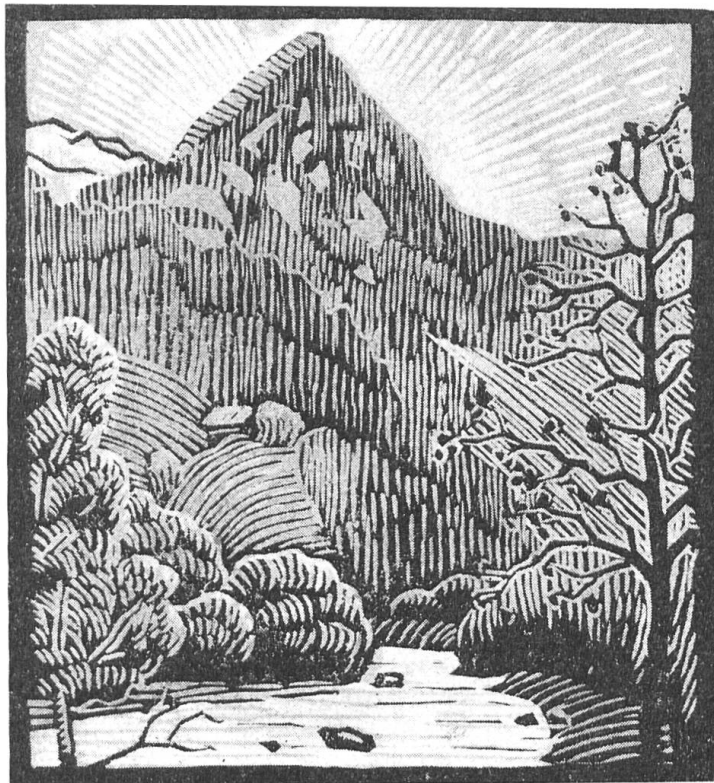
Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Obwaldner

Erzählung

Erinnerungen
von
Josef Schäli



Diese Erinnerungen sind bemerkenswert als ein spätes Dokument aus einer leider versinkenden Welt. Es gewährt uns Einblick in die Eigenart der Bürger eines Kantons mit ursprünglicher Hirtenkultur, die sich wesentlich von jener etwa der Bauern des Berner Mittellandes oder des Thurgaus unterscheidet. Ihr Kennzeichen ist die Eigenständigkeit des einzelnen Menschen, der sich schwer einordnen und nicht gleichschalten läßt.

Der Verfasser, Josef Schäli von Giswil (1871 bis 1948) stammte aus einer armen Familie und mußte sofort nach der Schulentlassung

sein Brot selber verdienen. Er arbeitete als Bauernknecht, Bauhandlanger, Parkettschneider. Mit 23 Jahren gründete er die neutrale Zeitung «Unterwaldner». Da er mit der Orthographie und Grammatik auf gespanntem Fuße stand, mußte er den Schriftsetzergesellen als Korrektor beanspruchen. Immerhin ging es neun Jahre, bis der Konkurs kam. Später erlernte er den Beruf eines Gärtners. In späteren Jahren begann er sich mit der Geschichte seiner engeren Heimat zu beschäftigen und veröffentlichte die Ergebnisse seiner Studien unter dem Namen «Chronist».

Die starken Mannen

Der Balzebub, nicht etwa zu verwechseln mit «Belzebub», soll ein halber Riese gewesen sein. Groß und stark wie eine Eiche und knorrig. Ich habe ihn nicht mehr gekannt, aber viel, sehr viel von ihm erzählen gehört. Er stammte aus

dem angesehenen Geschlechte der Berchtoldhänsel in der Boßlismatt, welches der Gemeinde viele gute Vorsteher geliefert hatte. Im Freischarenzug und Sonderbund soll Balzebub manchen gebodigt haben, der nie mehr ans Aufstehen dachte. Als Balzebub im Gütschwald sah, wie ein Freischärler aus nächster

Nähe auf seinen Nachbar, den Burchhans, zielte, konnte er ihm noch rechtzeitig auf den Gewehrlauf schlagen und den Gewehrlauf mit bloßer Hand umbiegen; das Pulver habe schon auf der Zinnpfanne gesprozelt. Dieser Schütze wurde erbarmungslos niedergemacht. Der gute Burchhans wollte noch Fürsprache für den hübschen Burschen einlegen, doch es war zu spät. Das Gewehr mit dem verbogenen Gewehrlauf hat Balzebub als Siegestrophäe nach Giswil gebracht, bis es einmal der Kronenwirt Bründler kaufte und als Röhre zum Kronenbrunnen umgestaltete. Schade!

Ein böser Stier wollte den Balzebub einst kitzeln, just da, wo er es nicht für nötig fand. Balzebub wußte sich zu wehren und drehte dem Stier ganz einfach ein Horn aus und nahm ihn noch derart in Behandlung, daß man das Tier abtun mußte. Im täglichen Verkehr war er wie ein Schaf, treu, mitleidig und hatte ein gutes Herz, aber im Zorn kannte er keine Grenzen. Auch seine Nachkommen, zwei Generationen, die ich kannte, waren große, bäumige Männer, jedoch ohne an die Stärke ihres Ahnen heranzureichen. Heute ist diese Linie ausgestorben.

Eine ganz starke Sippschaft waren die «Chnibi», tüchtige Zimmermannen von Beruf. Manch hübsches Obwaldnerhaus in Giswil und in der Schwändi zeugt noch heute von ihrer exakten und saubern Fachtüchtigkeit. Die Chnibi-Gesellschaft, die sich auf drei bis vier Generationen erstreckte und Ende des 17. bis fast zur Mitte des 19. Jahrhunderts auftrat, bestand aus Vätern, Söhnen und Brüdern aus dem großen Geschlechte Enz. Warum sie «Chnibi» hießen, ist nicht zu ermitteln.

Schon zur Zeit der französischen Revolution, die auch für unser Land so verhängnisvoll wurde, spielten die «Chnibi» eine Rolle. In den Unglückstagen von 1798 tauchte überall fremdes Gesindel auf und der Sattelpaß in Giswil war unheimlich stark belebt. Zwei von unsern «Chnibi», der «Alt» und der «Jung», wie das Volk sagte, waren auf «Chamblisboden» mit Zurüsten von Bauholz beschäftigt. Plötzlich kam eine Rotte von sechs Mann vom Sattel her, zerlumpte französische Soldaten. Unvermittelt wurden diese sechs Mann gebodigt, entwaffnet, mit Stricken gebunden und wohlbewacht mit Axt und Gewehr in den Großteil geführt, wo sie im Keller des untern Juchspicher bis auf weiteres eingesperrt wurden. Diese kraftvolle, aber auch gefährliche Tat

hat die «Chnibi» weitherum bekannt und berühmt gemacht.

Die Beschäftigung unserer «Chnibi» stand ausschließlich mit ihrem Handwerk in Verbindung. Sie fällten und rüsteten das Holz in den Wäldern zu ihren Bauten, zimmerten, richteten auf und waren ehrlich stolz, wenn sie wieder ein Tannenbäumchen auf die First setzen konnten. Es waren untersetzte, nervige Kerls und an Appetit sollen sie nicht Mangel gelitten haben. Wenn sie in den Wald gingen, trank ein jeder am Morgen eine halbe Maß lauwarm verlassener Anken, und ein oder zwei Becher Schnitz und Nuß war ihre weitere Tagesnahrung. «Dieser Anken», pflegten sie zu sagen, «ist für Hunger und Durst, alles andere ist Glump.» Aber am Abend wußte dann die Hausfrau, daß sie in der großen Pfanne z Nacht kochen mußte, wenn die «Chnibi» auf der Stör waren.

Als die Giswiler anno 1822 die Kirche vergrößerten, wurde, wie üblich, das Herbeischaffen von Material meistens mit sonntäglicher Fronarbeit besorgt. Weiblein und Männlein halfen tapfer mit bei der Erweiterung ihres Gotteshauses. Am Sonntag waren die «Chnibi» immer vollzählig dabei. Der liebe Pfarrer Stockmann ermunterte die Leute und suchte ja zu verhindern, daß nicht etwa ein schlechtes Wort oder ein Fluch bei dieser Fron ausgesprochen würde. Bei den «Chnibi» hatte er seine liebe Mühe, diese ihnen eigene üble Gewohnheit zu verhüten. Eben sollte ein Wagen Kies auf den Kirchenplatz befördert werden. Der Groß-«Chnibi» war Dirigent. Mann und Frau, Klein und Groß zogen wacker daran, doch nur mühsam und langsam bewegte sich das Gefährt die steile Straße hinauf. Groß-«Chnibi» spornte wieder an: «Hü! Hü! Nit lugg la!» Dabei soll ihm hin und wieder ein Gewohnheitswort, das nicht gerade einem Lobspruch oder Gebete glich, entwischt sein. Pfarrer Stockmann hörte solche Ausdrücke mit Entsetzen und verwies energisch solche Redensarten, es gehe gewiß auch sonst, man solle nur probieren.

Der Groß-«Chnibi», von des Pfarrers Verweis etwas betroffen, ersuchte nun den Pfarrer, das Kommando zu übernehmen, dann könne er es seinetwegen machen, wie er wolle. Pfarrer Stockmann ging darauf ein und ermahnte in väterlicher Art, jetzt recht ordentlich sich anzustrengen, es gehe um Gotteslohn, es sei nicht mehr weit und ausschnaufen könne man auch,

wenn man droben sei. Doch diese gütige Ermahnung vermochte leider nicht, die verschiedenartigen Kräfte zu vereinen und zusammenzuspannen. Der eine zog dahin, der andere dorthin, wieder ein anderer mußte noch schnell seinen Kloben in Brand stecken, vom Weibervolk nicht zu reden, das ist sowieso schwierig aufs Kommando einzurichten. Der beladene Wagen wäre bald wieder über die steile Straße hinuntergeglitten, wenn nicht der «Chnibi» just noch zur rechten Zeit mit aller Kraft dagegen gestemmt hätte. Der gute Pfarrer konnte nicht begreifen, daß seine gutgemeinten Worte nicht bessere Zugkraft hatten und probierte es nochmals, doch ohne Erfolg. Die Last ging einfach nicht mehr vorwärts. Das sah auch der Pfarrer ein, und wohl oder übel mußte der «Chnibi», der durch sein energisches Auftreten Autorität und Furcht einflößte, wieder ins Zeug greifen. Durch den Zeitverlust etwas in Aufregung gekommen, ertönte sein Kommando, einem Huronengebrüll ähnlich: «Hü! Hü! Ihr Himmeldonnerwätterä!» Und wie von unsichtbaren Kräften getrieben, rollte jetzt der Wagen ohne Verzug bergan zur Bestimmungsstelle. Pfarrer Stockmann schüttelte sein graues Haupt und sagte ein paarmal sein Lieblingswort: «Wer's kann, der kann's!»

Von da an hat der Pfarrer nie mehr dem «Chnibi» ins Kommando gegriffen, und dieser hat alle Sonntage den Frondienst geleistet, und das brave Volk hat sich an seiner etwas knorrigten Art nicht gestoßen und ihm hohe Achtung entgegengebracht, daß er sich im Interesse einer guten Sache so gewaltig ins Zeug legte.

Die heutige Welt ist nicht mehr günstig für ähnliche Gestalten. Viel Poesie ist mit ihnen verschwunden. Und wenn man die Schweizergeschichte durchgeht und sieht, wie bei Sempach, Morgarten, am Stoß, bei Laupen, Grandson und Murten unsere Vorfahren den fremden Kriegsgurgeln die Zähne zeigten, so denke ich allemal an den «Balzebub» und an die alten «Chnibi», die gleichsam als Überbleibsel unserer Vorväter bis in die neuere Zeit hineinragten und durch ihren Mut und ihre Kraft auch die Schwächeren stark machten und von Sieg zu Sieg führten.

Der Friederi-Student

Ich liebe die Originale, und darum liebe ich auch den Friederi-Student. Es ist freilich schon recht lange her, daß er unter uns weilte,

aber das tut seiner Originalität keinen Abbruch, im Gegenteil. Wie weiter sein Erdenleben zurückliegt, desto lieber erscheint er mir. Es gab eine Zeit, wo die Schulbuben, zu denen auch ich einmal gehörte, ihn recht abschätzig beurteilten; aber auch das ist schon lange wieder vorbei.

Am Anfang seines Lebens hieß er Alois Friedrich; aber wann er geboren, kann ich heute noch nicht sagen, da müßte man schon das dicke Buch im Giswiler Pfarrhof zu Hilfe nehmen. Auch was er eigentlich studieren wollte oder sollte, blieb mir und andern immer ein Geheimnis; er ist Student geblieben bis an sein seliges Ende im 80. Lebensjahr; gewiß ein recht alter Student. Ihn beim Familiennamen oder gar Schulherr Friedrich zu nennen, fiel keinem Menschen ein, denn er war und blieb einfach der «Student», der einzige in der weiten Runde. Sein Heim war im Eihaus, wo er sich recht wohnlich und originell eingerichtet hatte, und wo ihm die «Seppä», ein alter guter Hausgeist, das Hauswesen führte. Auch sie mußte das Los ihres Herrn teilen, denn der Volksmund hatte sie kurzerhand zur «Studentenseppä» degradiert.

Hei, wie machte ich Augen, als ich zum ersten Male an der Hand der Mutter, die mit unserm kranken «Schwarzwälder-Zyd» zum Student ging, und ich die mir ungewohnte Einrichtung besehen konnte. Da war ein großes, altmodisches, gelbes Tafelklavier, das fast die Hälfte der Stube einnahm. An der Wand hingen uralte Gemälde und Porträts, und Ahnen und Kriegshelden blickten auf mich herab. In der Herrgottsecke hing ein elender Heiland, viel größer als der in der Kirche, davor stand ein uralter wurmstichiger Gebetstuhl; zu all dem alten Gerümpel paßte der Student wie Tinte und Feder zusammen. Es war ein mittelgroßer, hagerer Mann, vom hohen Alter etwas gebeugt, mit eingefallenen Wangen, auf denen aber trotz des Alters eine leichte Röte wahrzunehmen war, jenes Rot, das uns das Alter fast überirdisch erscheinen läßt. Das weiße Haupthaar war noch ziemlich dicht und lang, so wie es Dichter und Maler lieben, die leichten Hände gelb und runzelig. Alles in allem eine ehrwürdige Greisengestalt.

So lebte und lebte unser «Student» und so habe ich ihn im Gedächtnis, wie alle, die ihn kannten. Wann und wo er seine studentische Laufbahn beschritt, darüber schweigen die Akten. An Zeit soll es ihm nicht gefehlt haben,

Einladung zur Mitarbeit



Jeder Posteingang zeigt es: die Beziehungen der Leser und Leserinnen zum «Schweizer Spiegel» sind ganz besonderer Art. Fast jeder wird im Laufe der Jahre auch einmal zum Mitarbeiter. Sei es, daß er zu einem Aufsatz im «Schweizer Spiegel» Stellung nimmt oder «Da mußte ich lachen» oder zu unserer Seite «Kinderweisheiten» etwas beizusteuern hat. Vielleicht lockt ihn auch die Teilnahme an einer unserer Rundfragen.



Aber wir möchten nicht versäumen, wieder einmal darauf hinzuweisen, daß noch eine andere Möglichkeit besteht, am «Schweizer Spiegel» mitzuwirken. Vielleicht findet sich in Ihrem Bekanntenkreis ein Mann oder eine Frau, welche in irgendeinem Lebensgebiet ungewöhnliche Erfahrungen gesammelt hat, die auch für einen weiteren Kreis anregend und wertvoll sind. Machen Sie uns auf solche Leute aufmerksam, wenn Sie vermuten, daß diese in der Lage wären, aus ihren besonderen Lebensumständen und ihrem Erzählertalent heraus einen Beitrag für den «Schweizer Spiegel» zu leisten. Wenn Sie sich gar selbst dazu gedrängt fühlen, um so besser.

Die Redaktion des «Schweizer Spiegels»
Hirschengraben 20, Zürich 1

aber an Talent, wie böse Leute behaupten. Sein Vater, der «Friederli auf der Halten», wollte mit aller Gewalt einen studierten Sohn haben, und der Sohn wollte dem Vater die Freude nicht versagen und studierte nach Wunsch, und zwar recht lange, viele, viele Jahre. Wo seine Studienplätze und wer seine Lehrer waren, das liegt alles im ungeschriebenen Archiv der Geschichte. Was er eigentlich studierte, darüber gehen die Meinungen auseinander, und ich vermute, er selbst sei im Zweifel darüber geblieben. Man glaubt, seine Absicht sei gewesen, Geistlicher zu werden; aber die Lehrstühle hiezu sind etwas hoch und die Examen machen verwirrt, und darum holpert und stolpert manches vermeintliche Genie trotz den besten Vorträgen; so gings auch unserm Helde.

Ohne einen eigentlichen Beruf erlernt zu haben, wenngleich er in allen Fächern herumgestöbert hatte, kam endlich die Zeit, wo er das Studium an den Nagel hängen mußte, um doch auch einmal ins ernstere Leben hineinzutreten. Seine erste praktische Tätigkeit hinterließ keine merklichen Spuren. Er scheint ein Lückenbüsser für Schulmeisterstellen gewesen zu sein, um überall da Aushilfe zu leisten, wo gerade einer plötzlich starb oder sonst unverhofft davonlief. Aber am schlimmsten, glaube ich, erging es ihm in seiner Heimatgemeinde, denn bekanntlich wird ja kein Prophet geehrt in seinem Vaterlande. Das mußte auch unser «Student» bitter erfahren. Trotz mehrmaligem Vakantwerden der Lehrerstelle wurde er immer übergangen; er war halt bei seinen Bürgern nur der «Student» und nicht der Schulmeister, und wenn er einmal aus Not zu Hilfe genommen wurde, dann ist man möglichst schnell wieder abgefahren mit ihm.

Weil unser «Student» auch musikalisch veranlagt war, versah er einmal den Organistendienst in seiner Vatergemeinde Giswil, und in dieser Eigenschaft verscherzte er sich den letzten Rest von Sympathie. Sein Spiel hat's den Giswilern nicht antun können, und der geplagte Organist sollte an allem schuld sein. Unser «Student» war aber anderer Meinung. Nach seiner Ansicht lag es vor allem an der Orgel, die er mit Feilen und Klopfen hatte verbessern wollen, aber damit gerade das Gegenteil erreichte, und der zweite und größte Fehler liege an den Zuhörern selbst, die total nichts von Musik verstünden und noch keine rechte Musik gehört hätten. Damit hatte der «Student» nun in ein Wespennest gegriffen; alles

hätten ihm die Bauern noch verziehen, aber daß sie nicht wissen sollten, was gut oder schlecht orgeln heiße, das ging einfach übers Bohnenlied. Der Organist wurde abgesetzt und an seine Stelle ein Fräulein gewählt. Das war der bitterste Schlag, der ihn überhaupt treffen konnte. Die geistliche Obrigkeit wollte er sogar anrufen in diesem noch nie dagewesenen und einfach unerhörten Fall. Mit dem kanonischen Recht sei das unvereinbar, auf den Orgelstuhl gehöre kein Weiberrock; aber es blieb doch dabei. Von einem «Studenten» ließen sich die Giswiler Bauern nicht auf eine solch verächtliche Art behandeln. – Endlich kam er zur Ansicht, daß «höheres» Genie nur ein Störefried sei bei der Mittelmäßigkeit und unser «Student» verlegte sich nun auf produktivere Seiten; wozu hätte er denn eigentlich solange studiert, er konnte ja alles, er war Gärtner, Pomologe, Schreiner usw.

Aber auch bei dieser Beschäftigung wurde ihm noch allerlei Schabernack gespielt. So brachte ihm einmal der «Schäferkasper», dem der Schalk stets im Nacken saß, ein reparaturbedürftiges «Zyd». Der Student hatte gerade Zeit und nahm die Sache mit Kennermiene sofort in Angriff. Der Schäferkasper schaute ihm zu und schob verstohlen ein ähnliches Rädchen unter die übrigen Bestandteile. Nachher schickte er sich an zum Gehen, wobei ihn der Student versicherte, in ein paar Tagen das «Zyd» wieder zu erhalten. Es vergingen zehn und mehr Tage, aber der Zeitmesser kam einfach nicht. Da ging der Kasper selber zum Student und fragte, was denn los sei. «Ein ganz interessanter Fall, interessant, über alle Maßen interessant», erwiderte mit ernster Miene der Uhrenkünstler. «Die Uhr geht, sie geht, und doch fehlt etwas, ganz sonderbar; so etwas ist mir noch nie passiert, noch nie!» Kasper geduldete sich noch ein paar Tage; denn dieser Spaß war des Wartens wohl wert. Endlich erhielt er das «Zyd», es ging nun wieder gut, hatte aber – ein Rädchen zu viel, das der «Student» mit dem besten Willen nirgends anzubringen wußte. Und noch lange nachher erinnerte sich der Student des «interessanten Falles», der ihm noch nie begegnet war.

Mit uns Schulbuben stand er auf beständigem Kriegsfuß. In der Kirche, auf der Gass' und Straße hatte er immer etwas an uns zu korrigieren und zu nörgeln, und so gerechtfertigt das auch manchmal sein mochte, wir Buben betrachteten es von dieser Seite als grobe





Der Weg zu einem
schönen Heim
führt über *Simmen*
ZÜRICH · BRUGG · LAUSANNE

MÖBEL
STOFFE
INNENAUSBAU

Anmaßung und reagierten dementsprechend.

Und doch gab es auch Tage im Jahre, wo er uns wirklich Freude bereitete, aber ohne seinen Willen: an den sogenannten «Heiligtagen». An diesen großen Festtagen trug er seinen «Chlepper» und Zylinder mit dito Vaternörderkragen, und er sah jeweils in diesem sonderbaren Kostüm fast gespensterhaft aus. Denn daß gewöhnliche Sterbliche solche Fräcke trugen, das fiel uns nicht ein, und dann war es auch gar so ein absonderlicher, ganz anders als der alte Kaplan einen hatte, wegen dem wir nie lachen mußten. Hin und wieder gab's einen Tag, an dem wir es fast noch lustiger hatten als an den Heiligtagen; aber das kam nur bei Regen vor, wenn er mit seinem ungeheueren Schirm ausrückte. War das ein Zelt, sicher viermal so groß, als die heutigen Schirme, mit Spangen drin, so groß und dick wie Geißelstecken, und mit einem blauen Tuch überspannt mit roter Bordüre. Die Leute behaupteten, und uns leuchtete das sofort ein: des «Studenten» Schirm habe zum Inventar von Noahs Arche gehört.

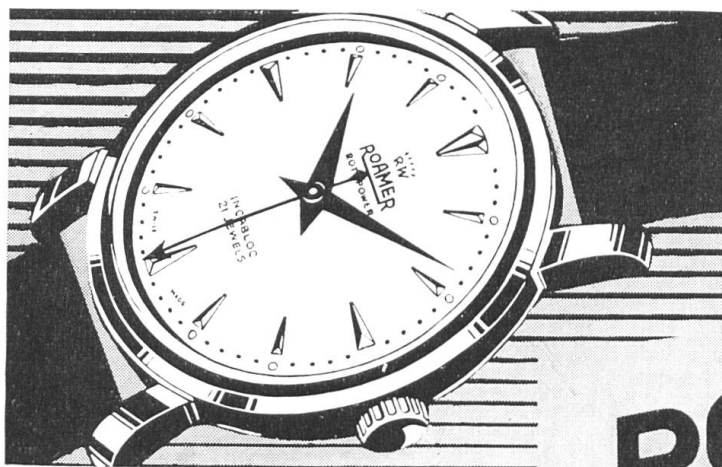
Nun ist er schon längst abgetreten vom

Schauplatz irdischer Tätigkeit und er wird jetzt hoffentlich Friede und Anerkennung gefunden haben. Im Grunde genommen war er ein guter und frommer Mann, der's gewiß ehrlich meinte mit allen, daneben aber ein Original durch und durch, wie sie heute immer seltener werden.

Der Zydmacher

«Man sollte es doch wieder einmal dem Lälipeti sagen, daß er kommt, das Zyd zu ranschieren», sagte die Mutter, wenn die alte Schwarzwälderuhr stehen blieb und beharrlich ihre Starrköpfigkeit aufsetzte. Zuerst versuchte man mit allerlei Hausmitteln das Unheil selbst zu beseitigen. Man beschwerte die Gewichte mit alten Schrauben und Roßeisen, bis das Zyd endlich einlenkte und mit Ach und Krach wieder vorwärts ging. Nach und nach gewöhnte sich die Schwarzwälderin an diese Beschwerde, und man mußte immer mehr daran hängen, bis sie selbst ab einem währschaften Eisenweggen nicht mehr erchlüpfte und einfach wie zum Trotz stehen blieb.

Wenn dem Zyd etwas fehlte, meinte der Va-



ROTOPOWER Automatic

Die meistverkaufte wasserdichte Uhr der Welt mit vielfach patentiertem Spezialverschluss

ROAMER

21 Rubis Chromstahl Fr. 135.—

21 Rubis Ganzstahl Fr. 146.—

unzerbrechliche Feder sicherer Selbstaufzug Gangreserve 42 Stunden



In der Schweiz in über 400 guten Fachgeschäften erhältlich

ROAMER WATCH CO. S.A. SOLOTHURN

ter immer, es fehle gewiß am Schmieren, und heute noch findet man in manchem alten Bauernhause am Getäfer Spuren von Nußöl, welches man ins Gangwerk des Zyd geschüttet hatte. Diese Schmiererei aber gereichte dem Zyd mehr zum Verderben als zum Vorteil, weil solches Öl verharzte und den Gang selbstverständlich beeinträchtigte, und zudem der Staub erst recht im Räderwerk stecken blieb. Auch der Perepentikel wurde auf alle Arten probiert, und erst wenn dann alle vermeintlichen Künste versagten, und das Zyd so etwa drei Wochen stillgestanden war, entschloß man sich, den Zydmacher kommen zu lassen, den «Lälipeti», der sich auf seinen Beruf nicht wenig einbildete.

Mit gewichtiger Kennermiene nahm er das Zyd von der Wand, öffnete die kleinen Seitentürli und schaute, gegen das Fenster gewendet, hindurch. Ich war meistens auch nicht weit davon, wenn diese Prozedur vorgenommen wurde, und es entging mir nichts, was dieser Künstler vornahm.

Das erste Mal konnte ich es kaum erwarten, bis er seine Geißfelltasche öffnete und ihr das gewiß komplizierte Werkzeug, wie ich mir vor-

stellte, entnahm und auf den Tisch legte. Doch da hatte ich mich gewaltig getäuscht: statt der erhofften Augenweide entthob er der Tasche eine ganz gewöhnliche Beißzange und zwei kleine Bürstchen, deren Bürstenhaare nicht einmal für den Schnauz eines Rekruten ausgereicht hätten. Dies und zwei alte Rädchen, die nirgends hineinpaßten und seit Jahr und Tag zum ständigen Inhalt der Tasche gehörten, war alles, was Lälipeti als Zydmacher benötigte. Einen Hammer – auf die Größe kam es ihm nicht an – und etwa ein abgebrochenes Messer als Schraubenzieher und zum Abkratzen findet man ja in jedem Haus, und somit konnte der Zydmacher diese Sachen entbehren.

Wenn es gar nicht anders ging, so nahm er das Zyd auseinander, aber diese wichtige Operation kam nur im äußersten Notfall vor. Gar oft waren es nur Fetzen von der Gewichtschnur, die sich um die Räderachsen gewickelt hatten, oder es war die schon oben beschriebene Verharzung, die das Zyd krank machten, und das war bald behoben. Mit einer gewissen Feierlichkeit wurde die gute Schwarzwälderin wieder an die gewohnte Stelle gebracht, und jung und alt horchte in wahrhaft festlicher

Genießen ... und in Form bleiben



Auch wenn's pressiert, nicht ohne Frühstück zur Arbeit gehen. Zum herrlichen FORSANOSE-Trunk reicht die Zeit immer.

Selbst in der Hast genommen, liegt Forsanose nie auf, denn sie ist leicht verdaulich und höchst bekömmlich.

Dank vieler, wertvoller Aufbau-stoffe schafft sie Kraftreserven für überlegene Leistungen.



Reich an
Vitaminen
B₁, B₂ + D

Forsanose

Stimmung dem vergnügten altgewohnten Tschäppen zu. Bei einem Imbiß wurde die gelungene Reparatur gefeiert, und wenn die Mutter fragte, was jetzt die Arbeit koste, so hatte Lälipeti bei gewöhnlichen Reparaturen eine obligate Taxe: drei Batzli und en Gix (Schnaps), aus dem gewöhnlich zwei wurden. Wars am Ende auch etwa ein Zehner mehr, so hatte Peti auch nichts dagegen und sagte dann im Fortgehen nur um so freundlicher, man solle es ihm nur ungeniert sagen, wenn wieder etwas fehle.

Im Winter hatte Lälipeti bessere Zeit, seinem Gewerbe nachzugehen, und so ging er dann von Haus zu Haus, in Berg und Tal mit seiner Werkzeugtasche. Die Kinder schauten aus allen Fensterscheiben, wenn der Zydmacher durch die Gaß hinauf kam, und riefen: «Miotter der Zydmacher chund» und bettelten, das Zyd machen zu lassen, wenn schon nichts dran fehlte. Er war, nebenbei gesagt, ein guter Plauderer und schätzte sein Handwerk hoch. Er behauptete, das Zyd machen sei ihm angeboren und liege ihm in Fleisch und Blut. Die Mutter habe oft gesagt, er habe schon die ersten Tage seiner Kindheit, als er nachts in der Wiege lag,

immer ans Zyd hinaufgeschaut und gelächelt, wenn es geschlagen habe. «So etwas muß eben im Holz sein», pflegte er am Schluß zu sagen.

Der Zeuge hat die Wahrheit zu sagen

Von jeher lebte am Fuße des Giswilerstockes ein heiteres und witziges Völklein, das trotz seines geraden, biedern Charakters gar oft mit seiner weisen Vorsteherschaft in respektwidrigem Konflikt stand und seiner Meinung in derben Worten Ausdruck verlieh, und es dabei doch gar nicht so böse meinte.

Einmal war auch wieder so ein widerspenstiger Bürger in Giswil, dem das Wort von meinen gnädigen Herren und Obern nicht ganz geläufig war, und der die von Gott eingesetzte Behörde seiner Gemeinde stark in Zweifel zog.

An einem feucht-fröhlichen Sonntagabend hatte er in einer öffentlichen Wirtschaft arg geschimpft und gelästert über die Vorsteherschaft und ihre weisen Beschlüsse. Die Brocken, die da fielen, waren denn doch für die dickste Ratsherrenhaut zuviel, und der Gemeinderat stellte, wie recht und billig, Klage beim Landammann, und gab auch verschiedene

Eine erfreuliche Nachricht

adora der NEUE
Schweizer Waschautomat
mit dem entscheidenden
Preisvorteil!

Neu

ADORA, für 3½ bis
4 kg Trocken-
wäsche, aus dem
führenden Unter-
nehmen der
Branche zum vor-
teilhaften Preis
von nur

Fr. 2'265.-

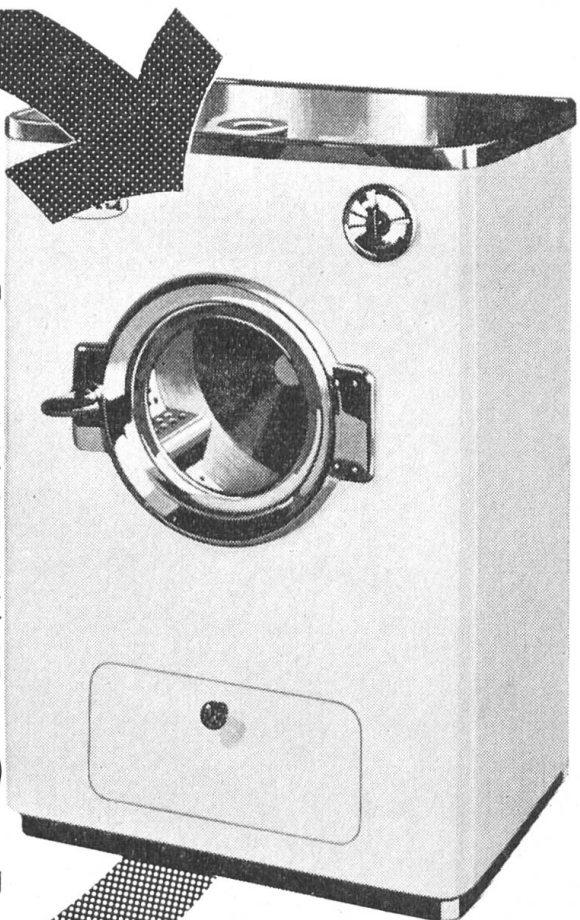
- Einknopf-Bedienung
 - 5½ kW-Heizung
 - Trommel, Bottich, Boiler und Abdeckung aus Chromnickelstahl (Cr-Ni/18-8)
 - Automatische Programme für Koch-, Bunt-, Feinwäsche und Kunstfasern
 - Vorwaschprozess
 - SEV- und SIH-geprüft
- Seriöse Vergleiche mit anderen Frontalautomaten führen spontan zur ADORA! Zahlungserleichterungen in Servicestationen in der ganzen Schweiz. Prospekte im Fachgeschäft oder direkt durch den Fabrikanten.

Zahlungserleichterungen



adora

VERZINKEREI ZUG AG ZUG Tel. 042/4 03 41



Zeugen an zur Bekräftigung seiner Beschwerde.

Der Verhörttag war angesetzt, und es wurde nun ein biederer Giswiler Bauer ins hoheitliche Zeugenverhör genommen. Mit gestrenger Amtsmiene wurde der Mann gefragt, ob er gehört habe, wie N. N. bei besetzter Gaststube respektwidrig über den Gemeinderat geredet und sogar behauptet habe, derselbe sei aus lauter Spitzbuben und Lümmeln zusammengesetzt? –

Zeuge: «Ja prezis, das het är gseit, Herr Landammä, und er hets is no wellä schriftli gäh!»

Landammann: «Und, habt ihr es dann schriftlich genommen?»

Zeuge: «O bhüätis, nei, das ist gar nid nötig gsi, denn miär hend ihms alle sust gloibt.»

Auf diese offene und ehrliche Antwort bekam der Landammann einen Hustenanfall und der gute Landschreiber Imfeld machte einen hosenknopfgroßen Tintenkleck ins wichtige Aktenstück.

Lungerer Rohrmuetterli

«Das hat noch das Lungerer Rohrmuetterli gesponnen», so sagten vor 40 bis 50 Jahren die Giswiler beim Holzreisten, wenn etwa ein verdrehter Trämmel, dessen «Gang» in Ellenlänge schon zweimal ringsumging, ihnen unter den Zapfen kam. Zum erstenmal hörte ich diesen Ausspruch in Hammers Hackernboden, als ich als Bub mit dem Vater ans Holzreisten konnte; eine Freude, die sich kein Giswilerbub so leicht nehmen läßt. Der Hirtlibalz war es, der dies sagte, und ich wollte sofort wissen, was denn das Rohrmuetterli mit dem Holz zu tun hatte. Mein Vater sagte barsch: «Ein andermal!» Dieses anderemal habe ich nicht vergessen und eines Abends, als Vater bessere Laune hatte, erzählte er mir die Geschichte vom Rohrmuetterli.

Das Lungerer Rohr ist eine ziemlich hochgelegene Alp, die der Gemeinde Lungern gehört, aber in der Gemarkung von Giswil liegt. So zirka vier bis fünf Stunden Wegs sommerzeits mag es wohl von der Giswiler Kirche entfernt sein. Immerhin eine respektable Distanz, bei der man nicht jeden Abend zum Schoppen in die Krone ging.

Und doch ist diese Alp vor hundert Jahren bewohnt gewesen. Zwei Leuten, der Rohrtöni und sein Weiblein, von den Giswilern das Rohrmuetterli genannt, wohnten dort Sommer und Winter bei einem Sennten Geißen, einem Schwein und einem Chuppel Hühner; auch

Reich!



Thomi + Franck AG.

Wer immer Inca versucht spürt es sofort: Inca besitzt einen neuartigen Reichtum an Wohlgeschmack (ohne Beigeschmack), wie man das bisher nur vom sorgfältig angegossenen Kaffee kannte. Inca ist nun ein Genuss! Und Inca bietet erst noch die modernere, etwas ausgeprägtere Kaffeenuance.

INCA

mit dem ganzen,
reichen Kaffeegoût!

Auch Sie können sich jederzeit nach der wunderbaren Methode von

Helena Rubinstein

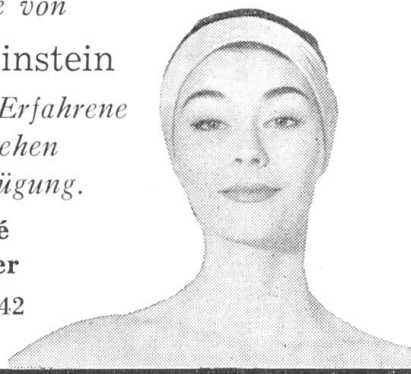
pflegen lassen. Erfahrene Expertinnen stehen Ihnen zur Verfügung.

Salon de Beauté

Maria Schweizer

Zürich 1, Talstr. 42

Tel. 27 47 58



Paket: 1.40

**- die Stärke
für Tischwäsche
und Servietten!**

(- Überzeugen Sie sich selbst,
wie Ihre alte Tischwäsche
„noredux gepflegt“
wieder frisch
und neu aussieht!)



BLATTMANN+CO. WÄDENSWIL

Hund und Katz waren recht vergnügt dabei. Im Sommer, wenn die umliegenden Giswiler Alpen bezogen waren, war's für die Rohrleutchen ein Paradies, das sie mit keinem Fürst getauscht hätten. Im Herbst aber, wenn die Blätter fielen, die Bauern die Schafe schoren und Hanf und Flachs gerätscht und gehächelt waren, so erschienen auch die Rohrleutchen im Großteilerboden und wurden überall aufs freundlichste aufgenommen. Sie wurden wie die besten Verwandten bewirtet, wobei natürlich der neue Most nicht fehlte, und blieben oft acht bis zehn Tage im Tal. Bis sie zurückkamen, besorgte ihnen ein überzähliger Äpler die Sache.

Diese paar Tage waren Tage des Festes für die sehr beliebten Leutchen. Der Rohrtoni sammelte Wolle, Hanf und Flachs, um den Bauern über den Winter viele Säcklein voll zu spinnen; wer fein Gesponnenes wollte, gab es dem Rohrtoni. War diese Einsammlung bei ihren alten und neuen Kunden getan, so besorgten sie gemeinsam den übrigen Einkauf für den langen Winter. Groß waren die Bedürfnisse allweg nicht: Salz, Mehl, Öl, Seife und Faden, hausbräuchliche Medikamente und dergleichen. Schnitz, Nuß, Obst und jedenfalls noch ein Tropfen Selbstgebranntes, gut für Erkältung, wurden ihnen zur Genüge geschenkt. Wenn alles zur Abreise fertig war, gingen sie zur Beichte und Kommunion.

Bei diesem alljährlich wiederkehrenden Anlaß, dem immer viel Volk beiwohnte, hat der überaus gute und beliebte Pfarrer Stockmann allemal eine passende Ansprache gehalten. Jedermann wollte den Rohrleutchen die Hand zum Abschied drücken und manches Auge wurde naß infolge der Ungewißheit, ob man nach des Winters Last ein Wiedersehen erlebe.

So gestärkt an Seele und Leib begaben sie sich auf den Heimweg. Der Franznazi zu Rüthi befrachtete sein Eseli mit den Woll-, Schnitz- und Nußsäcken und andern Sachen und trappete gemächlich dem Rohr zu. Der Toni trug in einer Hutte das kleinere Zugemüs und das Muetti trug ein Körbchen, wo es allerlei nötigen Kleinkram verpackt hatte. Dies alles mochte sich Ende Oktober oder spätestens Martini abgewickelt haben. Von da bis zur Osterzeit, falls sie in den April fiel, waren die Rohrleutchen nicht mehr zu sehen. Eine lange Zeit für Leute in der eigenen Gemeinde.

Im Rohr verbarrikadierten sie sich für den grausen Winter. Vom Häuschen zum Stall wur-

de mit dicken Läden und Stämmen ein Tunnel gemacht, damit der kurze Weg zu Wasser und Vieh offen bleibe. An Holz und Lebensmitteln litten sie keinen Mangel. Rübli gerieten trefflich in der sonst ziemlich geschützten Bucht, auch mit Erdäpfeln probierte man es, und manchmal gerieten sie ganz leidlich. Mit der Milch wußte es Toni immer gut zu richten, daß ein Geißlein am Nutzen war. Auch geräucher-tes und frisches Fleisch fehlte nicht. Die Spinnerei war für das Muetti die Hauptbeschäftigung. Der Toni besorgte Haus, Küche und Stall und nebenbei zauste er Wolle und char-tete fürs Spinnen.

So schön hat seither niemand mehr gespon-nen. Ein Faden war so glatt wie der andere, rein und gleichmäßig gedreht. Das gab ein Tuch, wie es jedem Herrenhaus wohl angestan-den wäre.

Und die Wolle? Ein rechter Bauernbub hät-te niemals einen Lismer getragen, wenn das Rohrmuetterli das Garn dazu nicht gesponnen hätte. Sie waren gut zu unterscheiden von den andern. Viele Jahre lang hat das Rohrmuet-terli auch den feinen Flachs gesponnen für den Altarinnen in Giswil.

Im Frühjahr wars jedesmal ein wahres Fest, wenn es im Großteilerboden hieß: «D'Rohr-littli sind wieder cho!» Da wußte jung und alt, daß der kalte Winter vorbei und wieder holder, blühender und jubelnder Frühling eingezogen war. Sie verteilten ihre Spinnerei und nahmen den bescheidenen Entgelt dafür. Manch alter zitternder Bekannter weinte vor Freude und meinte: «Gottlob hanis wieder ärläbt und für-nes Jahr überstrittä.»

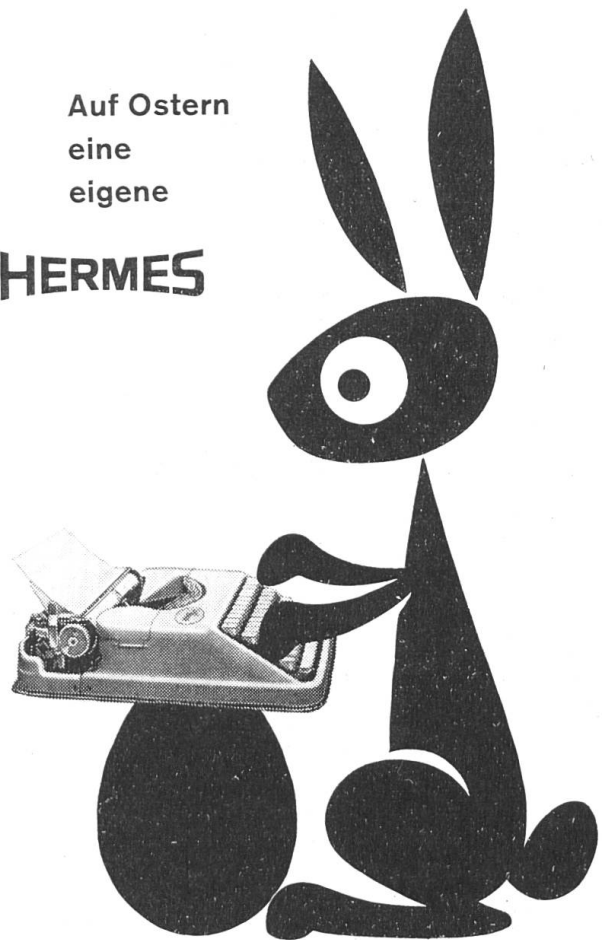
Dann machten Toni und Muetti auch Ostern im Herzen; es wird wohl nie so dunkel ausge-sehen haben, und sie empfingen sehr erbaulich die österliche Kommunion. «Hends nu giot überstandä», meinte allemal der leutselige Pfarrer, wenn er sie zum Frühstück einlud.

Allmählich aber mehrten sich die Silber-strähnen im Haar, und nach ein paar Jährchen lichtete sich die Scheitel bedenklich. Doch es ging noch im alten Tramp im Lungerer Rohr. Im Großteilerboden war man bei einbrechen-dem Winter mehr und mehr besorgt um die alt-werdenden Leutlein in ihrer großen Abge-schlossenheit.

Guter Rat war nicht leicht, aber es fand sich ein Ausweg. Jedem der zahlreichen Jäger in Giswil wurde eingeschärft und zur Pflicht ge-macht, wenn er etwa im Lautobel oder Lätzen,

Auf Ostern
eine
eigene

HERMES



Wieder naht die Zeit, da Sohn oder Tochter in höhere Schulen oder ins Berufsleben wechseln. Zur Ausbildung junger Leute gehört vor allem auch Maschinenschreiben, das im heutigen Geschäftsleben und in der beruflichen Weiterbildung ein unerläßliches Erfordernis ist.

Bereiten Sie deshalb Ihre Kinder vor: Schenken Sie ihnen eine HERMES-Portable-Schreibmaschine. Je nach Verwendungszweck und Anforderung stehen 4 verschiedene Modelle zur Wahl. Jedes eine Meisterleistung schweizerischer Präzisionsarbeit.

Modelle ab **Fr. 255.-**

Hermes-Baby	Fr. 255.—
Hermes-Media	Fr. 360.—
Hermes-2000	Fr. 470.—
Hermes-3000	Fr. 540.—

Hermag

Hermes-Schreibmaschinen AG., Waisenhausstraße 2
Zürich 1

Generalvertretung für die deutschsprachige Schweiz
Vertretung für alle Kantone

Giswilerstock oder Möörlwald jägere, auch einen kleinen Abstecher ins Rohr zu den alten Leutchen zu machen und zu schauen, wie sie sich befänden. Im Großteil hat's der Kaplan von der Kanzel aus verkündet, daß niemand die Rohrleute vergessen solle. Natürlich sagten die pfißigen Jäger den Leutchen nie, daß man sich um sie Sorge und deswegen komme, nein, man fand immer eine unschuldige, glaubhafte Ausrede. Man wollte ihr Selbstvertrauen nicht stören; denn der Rohrtoni und das Muetterli meinten nämlich, sie seien immer noch, weiß wie rüstig.

Einmal war das Rohrmuetterli ungemein froh, daß zwei Jäger, der Stoffelmelk und der Andresler, ins Häuschen kamen. Der Toni war schon ein paar Tage bettlägerig und das arme Weiblein fühlte erst jetzt so recht die große Abgelegenheit ihres Heims. Es stund nicht am besten mit Toni. Er hatte kalte Füße, geschwollene Beine, klagte über Stechen in der linken Brustseite und hatte einen langsamen Puls. Scheinhalber nahmen die zwei Jäger alles leicht, sie wollten niemand mutlos machen. Stoffelmelk blieb im Rohr zurück, er besorgte den Stall und suchte mit seiner immer frohen Gemütsart, Toni und das Muetterli zu erheitern. Der Andres, der jüngere, ging mit schnellen Schritten dem Großteilerboden zu.

Der Andres ist zum Pfarrer gegangen und erklärte ihm die ernste Sachlage. Eine plötzliche Gefahr sei nicht vorhanden, doch in zwei bis drei Tagen werde es wohl Mathä zum letzten heißen. Der Rohrtoni habe den heimlichen Stich und nichts anderes, und bei seinen 60 Jahren bedeute das den Tod. Man verständigte sich, morgens um sieben Uhr mit der letzten Wegzehrung von der Pfarrkirche wegzugehen, und einen oder zwei rüstige Begleiter mitzunehmen.

Morgens halb acht Uhr wartete der Andresler, der Huser Toni und der Länzi Hans auf dem Zimmerplatz bei grimmiger Kälte und ellenhohem Schnee auf den Helfer Ming mit dem hl. Abendmahl, und bald erschien der rüstige Priester.

Nach vierstündigem furchtbarem Bemühen durch die unwegsamen, klafferhoch verwehten und verschneiten Pfade langte man endlich halb ermattet im Rohr an. Es war höchste Zeit. Doch bei gutem Bewußtsein erledigte der sterbende Rohrtoni seine religiöse und zeitliche Angelegenheit. Der Andres hatte noch Medizin und Aderlaß bei sich, doch es war nicht mehr nötig. Auch der stärkende Trank, den Länzi Hans mitgebracht hatte, eine Flasche alten Walliserwein, konnte für Toni nicht mehr ver-



wendet werden. Gegen Abend trat das Ende ein. Gottergeben, wie er gelebt, ist er gestorben. Am Morgen früh haben der Länzihans und der Husertoni den Helfer wieder in den Großteilerboden hinunter begleitet. Und bald darauf verkündete das Todeszeichen zu Sankt Anton und bei der Kirche, daß wieder jemand die Reise in die Ewigkeit angetreten hatte. Als man vernahm, daß der Rohrtoni gestorben sei, wurde manch' Auge naß, und man betrachtete es nicht ohne Grund als besondere Gnade Gottes, daß es so gegangen und Toni so schön habe sterben können.

Es boten sich viele Männer und Jungburschen an, um die Leiche von Toni ins Tal zu befördern und das arme Rohrmuetterli zu begleiten. Es war eine traurige Fahrt; bald schleppend, bald tragend, bald schlittend wurde der Sarg durch das Gebirg befördert. Andere trugen das untröstliche Weiblein, das

sich gar nicht drein schicken konnte, Toni verloren zu haben.

Als man nachmittags zwei Uhr mit der Todesbeute bei der Großteilerkapelle vorbeikam, läuteten die Glocken den Trauermarsch. Es war ungewohnt, doch die Großteiler haben's so haben wollen. Am andern Morgen wurde die sterbliche Hülle des Rohrtoni unter großer, allgemeiner Teilnahme zur Kirche begleitet und ins Grab gesenkt.

Das Rohrmuetterli ging nicht mehr ins Rohr. Der alt Radli zu Rüthi, ein angesehener Vorsteher, nahm es unentgeltlich unter sein Dach und an seinen Tisch. Gar lang hats nicht mehr gedauert. Es konnte die Trennung nicht vermeiden. Und im Herbst, als das Laub von den Bäumen fiel, bettete man auch das Rohrmuetterli in Reih und Glied auf den Friedhof in Giswil.

Seitdem war im Rohr niemand mehr ansässig.

Heile heile Säge

Alte Schweizer Kinderreime, herausgegeben von
ADOLF GUGGENBÜHL

Entzückend
broschiert Fr. 3.35
11.-14. Tausend

Erfolgreiche Behandlung von

Ekzema

Furunkulose Offenen Beinen Milchschorf

Unzähligen Menschen auf der ganzen Welt, die an Ekzemen und anderen Hautkrankheiten gelitten haben, ist in den letzten Jahren durch eine Entdeckung schweizerischer Chemiker geholfen worden.

Seit es diesen Forschern gelungen ist, das Haut-Vitamin F in reinsten Form (Vitamin "F 99") herzustellen, können auch gewisse Formen schwer heilbarer Ekzeme, Furunkel, offene Beine und Milchschorf wirksam behandelt werden. Vitamin "F 99" ist so leicht verträglich, daß es Säuglingen ohne Bedenken verabreicht werden kann.

In wenigen Jahren wurde Vitamin

"F 99" dank seiner Wirkung international bekannt. Von Argentinien bis Island, von Kanada bis Indien



F-159

zentrat natürlicher Nährstoffe, welche die Wissenschaft als lebenswichtig und für die Gesundheit der Haut als unentbehrlich anerkannt hat.

Doppelt wirkende Behandlung

von Ekzemen, Furunkeln, offenen Beinen und Milchschorf.

Innerlich: Nehmen Sie täglich 1 Kapsel Vitamin "F 99", um die Heilung Ihres Leidens von innen heraus zu fördern. Kleinkinder erhalten "F 99" Tropfen.

Äußerlich: Behandeln Sie trockene und schuppige Hautleiden mit der Vitamin "F 99" Heilsalbe «fett»; nässende und brennende Hautleiden mit der milden und kühlenden Vitamin "F 99" Heilsalbe «halbfett»

Vitamin
"F99"

Ein Heilmittel der Diva Laboratorien AG, Zürich